NR. 16/54
BERLIN
30 PF.

DER FILM SPIEGEL



GERARD PHILIPE

Bei den VIII. Internationalen Filmfestspielen in Karlovy Vary preisgekrönt

Großer Preis
„Treue Freunde" (Sowjetunion)
„Salz der Erde" (USA)

Friedenspreis
„Ernst Thälmann — Sohn seiner Klasse" (DDR)
„Kinder von Hiroshima" (Japan)

Preis der Freundschaft
„Für Frieden und Freundschaft" (Sowjetunion/Rumänien)

Preis des Kampfes für den sozialen Fortschritt
„Ich suchte die Wahrheit" (Polen)
„Zwei Acker Land" (Indien)

Preis der Arbeit
„Um 14 Menschenleben" (Ungarn)

Preis des Kampfes für die Freiheit
„Septemberhelden" (Bulgarien)
„Eroberung der Höhe 270" (China)

Preis des Kampfes für eine bessere Welt
„Das Lied der Ströme" (DDR)

Preis des Kampfes für einen neuen Menschen
„Frona" (CSR)

NACHRICHTEN

Nach Nikolai Ostrowskis Roman „Wie der Stahl gehärtet wurde" entsteht im Spielfilm-Studio Kiew ein gleichnamiger Film. Der bekannte sowjetische Schriftsteller J. Jaroslawski bereitet das Drehbuch zu dem Film vor.

Leni Marenbach, die bekannte westdeutsche Schauspielerin, wurde für eine Hauptrolle des neuen DEFA-Farbfilms "Pole Poppenspäler" verpflichtet, den Nationalpreisträger Artur Pohl dreht. Leni Marenbach wird in diesem Film, der nach der gleichnamigen Novelle Theodor Storms entsteht, die Rolle der Frau Paulsen spielen.

Im DEFA-Studio für populär-wissenschaftliche Filme wurde unter der Regie von Günter Mühlpforte mit den Dreharbeiten für den Film „Atome" (Arbeitstitel) begonnen. Der Film wird im wesentlichen Probleme der Nutzbarmachung und Anwendung der Atomenergie für friedliche Zwecke und als Gegenüberstellung ihren Mißbrauch durch die Konzernherren der Wallstreet behandeln. Für die wissenschaftliche Beratung wurde Prof. Dr. R. Havemann gewonnen.

In einer gesamtdeutschen Gemeinschaftsproduktion entstand mit dem Titel „Brüder unter dem Kreuz" ein Film über den 6. Deutschen Evangelischen Kirchentag. Die Regie führte der junge westdeutsche Regisseur Gerhard Klüh.

Im Moskauer Maxim-Gorki-Studio wurden zu einem neuen Abenteuerfilm für die Jugend, „Die geheimnisvolle Entdeckung", die Dreharbeiten beendet. Der Film behandelt die Geschichte dreier Jungen, die bei einer aufregenden Forschungsreise viel Interessantes aus der Geschichte ihrer Heimat erfahren. Regie führt B. Bunew.

An der Schwarzmeerküste wurde mit den Außenaufnahmen für den ersten bulgarischen Marinefilm „Der Kreuzer Nadeshda" begonnen. Der Film behandelt den Aufstand der Matrosen des bulgarischen Kreuzers „Nadeshda" im Jahre 1918, der die Absicht der damaligen Regierung vereitelte, das Schiff für die Intervention gegen die junge Sowjetrepublik einzusetzen.

In den finnischen Städten Pori und Kuopio fand vor kurzem eine „Woche polnischer Filme" statt, die von der Gesellschaft für finnisch-polnische Freundschaft veranstaltet wurde. Während der Festspiele wurden die Filme „Chopins Jugend", „Die letzte Etappe", „Die Grenzstraße", „Die Teufelsschlucht", „Verbotene Lieder", „Der erste Start" und die Dokumentarfilme „Warszawa" und „Der Frieden wird die Welt erobern" aufgeführt.

Verschiedene DEFA-Filme werden auf Grund eines kürzlich zwischen der Auslandsabteilung der DEFA und einem indonesischen Filmverleiher geschlossenen Abkommens in Indonesien gezeigt. Unter diesen Filmen befinden sich „Das kalte Herz", „Die Geschichte vom kleinen Muck" und „Semmelweis".

In den Budapester Ateliers wird ein biographischer Film über den ungarischen Dichter Szigmund Moricz (1879—1942) vorbereitet. Das Drehbuch zu diesem Streifen, der dokumentarischen Charakter tragen wird, schrieb die Tochter des Dichters, Vivag Moricz.

Der tschechoslowakische Regisseur Vladimir Vlcek begann mit den Dreharbeiten zu dem Farbfilm „Roter Widerschein über Kladno" nach dem gleichnamigen Roman von Antonin Zápotocky.

Walt Disney, der mit seinem Dokumentarfilm „Die Wüste lebt" bei den Filmfestspielen in Cannes großen Erfolg hatte, wird seinen nächsten Film in Alaska drehen. Er wird das Leben der Eskimos behandeln.

Das DEFA-Studio für populärwissenschaftliche Filme drehte einen neuen Silhouettenfilm unter der Regie von Bruno Böttge nach alten mecklenburgischen Märchen. Umfangreiche Arbeiten waren für die Fertigstellung des Films nötig. Für den 400 m langen Streifen (Spieldauer 15 Minuten) waren allein 20 000 einzelne Aufnahmen erforderlich. Gisela Ramm zeichnete für die Scherenschnitte verantwortlich. Die Musik komponierte Conny Odd.

Lina Carstens, die bekannte Münchener Schauspielerin, hat in dem sowjetischen Film „Wassa Schelesnowa" nach dem gleichnamigen Schauspiel von Maxim Gorki die Rolle der Wassa Schelesnowa synchronisiert. Regie der deutschen Fassung: Johannes Knittel.

Gedanken um einen Preis

Es war einer der schönsten Augenblicke bei den gewiß nicht freudearmen VIII. Filmfestspielen in Karlovy Vary, als unter dem herzlichen Beifall der Filmschaffenden aus 30 Ländern Dr. Kurt Maetzig und der japanische Vertreter Jamamoto den Friedenspreis des Festivals 1954 entgegennahmen.

Die Filme „Ernst Thälmann — Sohn seiner Klasse", das Dokument vom Kampf der deutschen Arbeiterklasse gegen den Faschismus, und „Kinder von Hiroshima", die Anklage gegen den Atomkrieg, erhielten so ihre internationale Anerkennung.

Gerade die Auszeichnung mit dem Preis, der den Namen des Friedens trägt, hat besondere Bedeutung. Japan und Deutschland — vor zehn Jahren noch Horte der Aggression, des Krieges und des Faschismus — sind heute mit einbegriffen in das große Lager der Streiter für eine glückliche Zukunft; anerkannt als Freunde, als Kampfgefährten.

Es kam damit auch in Karlovy Vary zum Ausdruck, wie gewaltig sich seit dem Sieg der Völker unter der Führung des großen Sowjetvolkes die Weltlage verändert hat, wie die Kräfte der Menschen, die Frieden wollen, gewachsen sind und weiterwachsen.

Japan und Deutschland — doch nicht bei der Feststellung des Anderswerdens beider Völker darf man stehenbleiben. In Japan versucht der Faschismus — gestützt auf die USA — erneut sein Haupt zu erheben. In Deutschland streben westlich der Elbe die alten Nazigrößen — gestützt auf die USA — wieder ans Licht.

Große Aufgaben harren also beider Völker in der Gegenwart. Sie dürfen nicht mehr zulassen, daß sie erneut zu Trägern des Krieges gemacht werden, daß die Unmenschlichkeit wieder ihre Mörderhände gebrauchen kann. Sie müssen die Wasserstoffbombenversuche vor ihren Toren und die Stationierung von Atomkanonen dicht neben den Häusern ihrer Städte verhindern und ihre Pflicht gegenüber den eigenen Kindern und den Kindern in der ganzen Welt erfüllen.

Die Filmschaffenden müssen dabei weiter voranschreiten. Sie haben mit ihrer Aussage, ihrer Kunst — die für die Massen da ist und deshalb eine wahre Kunst zu sein hat, die dem Volk dient — die Feinde zu schlagen und den Freunden Helfer und Wegbereiter zu sein. Nicht nur nach der formellen Meisterschaft wird man ihre Filme messen, sondern man wird danach fragen: Was hast du dazu beigetragen, daß wir glücklich werden können.

„Ernst Thälmann" und „Kinder von Hiroshima" haben diese hohe Aufgabe erfüllt. Sie haben der Filmkunst und den Menschen ihrer Länder Anerkennung und neue Freundschaft gebracht; Freundschaft besonders von dem Nachbarvolk, das Gastland des VIII. Festivals war, der CSR, vor dessen Werktätigen die Filme gegenwärtig in großen Freilichtveranstaltungen laufen.

Diese Freundschaft und die Freundschaft zu allen Völkern muß weiter gefestigt werden. Durch alle unsere Filmschaffenden in Ost und West. Durch unser aller Arbeit im täglichen, stündlichen Kampf.

Paul Thyrêt

In der eigenen Schlinge

Es hat eine Zeit gegeben, da auch in den USA Filme herausgebracht wurden, die etwas auszusagen hatten; Filme, die dem Ringen der Menschheit gegen die Kräfte des Rückschritts dienten. Ein solches Filmwerk war der 1947 gedrehte Streifen „Crossfire", inszeniert von dem bis dahin wenig hervorgetretenen Regisseur Edward Dmytrik. Mit einem Schlage lenkte Dmytrik das Interesse der Weltöffentlichkeit auf sich, bedeutete es doch trotz mancher Freiheit etwas, in den USA gerade einen Film zu inszenieren, der den zügellosen Antisemitismus der Faschisten aller Schattierungen scharf und kompromißlos angriff.

Der Regisseur von „Crossfire" zog sich auch sofort den Haß der Rassenhetzer in den Vereinigten Staaten zu. Vor ein „Ehrengericht" des „Komitees zur Bekämpfung unamerikanischer Umtriebe" gestellt, verweigerte er, auf die verfassungsmäßig garantierte Meinungsfreiheit pochend, den geforderten Widerruf. Als einer der "Zehn von Hollywood", der ersten Opfer des McCarthysmus, wanderte Dmytrik daraufhin ins Gefängnis.

Aus der Haft entlassen, wandte er sich nach England, wo der auch bei uns gezeigte Film „Haus der Sehnsucht" entstand, jene Anklage gegen die ungezügelte Profitgier der amerikanischen Businessmen, der Geschäftemacher und Ausbeuter.

Und dann? Eines Tages tauchte Dmytrik unaufgefordert wieder in den Staaten auf, antichambrierte in den Vorzimmern des McCarthy-Komitees, legte schließlich ein umfassendes „Geständnis" ab und denunzierte zahlreiche einstige Kollegen aus Hollywood als „rot angehaucht"! Aus dem Kämpfer für den realistischen Film war eine Kreatur McCarthys geworden, ein Mensch jener Sorte, der man — so schrieben zahlreiche große Blätter verächtlich — „nicht mehr die Hand reicht".

Es dauerte nicht lange, da drehte Dmytrik in Hollywood wieder einen Film — einen über den Leisten gehauenen Reißer, in dem es von sadistischen und sexuellen Verirrungen nur so brodelt —. „The Sniper", wie das neue Machwerk Dmytriks hieß, behandelte die Geschichte eines aus der Irrenanstalt für geheilt entlassenen Wahnsinnigen. Dieser Mann erschießt mit einem Karabiner seine Geliebten, alles dunkelhaarige Frauen unter dreißig Jahren. Nicht uninteressant ist es, daß die Hauptrolle von einem Schauspieler verkörpert wird, der 1947 als Belastungszeuge gegen Dmytrik auftrat. Der abgetakelte und senile Adolphe Menjou, Filmliebhaber und -lebemann der zwanziger Jahre, erhielt damit seine Belohnung für den schmutzigen Job eines Denunzianten des McCarthysmus!

Der weitere Weg und das „Werk" des Renegaten Dmytrik wäre für die Öffentlichkeit belanglos, hätte „The Sniper" nicht bereits die ersten Opfer gefordert.

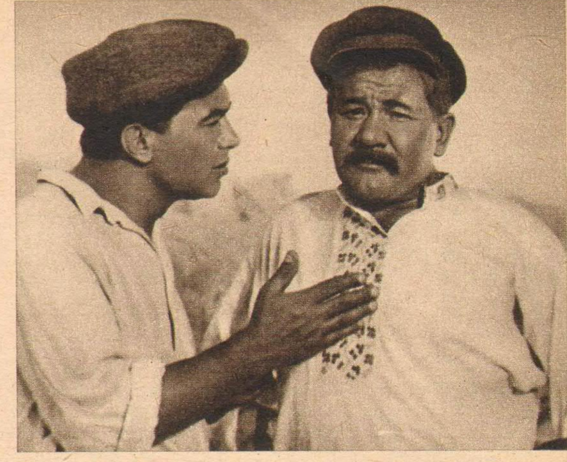
Im Februar 1953 stand in Toronto/USA der 19jährige Donald E. Fisher vor Gericht. Die Anklage lautete auf Mordversuch. Fisher hatte mit einem Karabiner drei Frauen verletzt, nachdem er zwölfmal (!) den Film "The Sniper" gesehen hatte. Über das Motiv befragt, erklärte der Angeklagte, der „Held" habe ihm imponiert und ihn zu „gleicher Handlungsweise angeregt".

Wenig später griff in der französischen Stadt Lagny ein gleichaltriger Jüngling zum Karabiner, der zugestandenerweise den Sadismus der Herren Dmytrik und Menjou sogar fünfzehnmal (!) erlebte.

Mit diesen „Erfolgen" hat sich Dmytrik selbst gerichtet! Er, der einst sein Werk in den Dienst der Sache der Menschlichkeit stellte, ist auf die niedrigste Stufe gesunken, die ein Mensch erreichen kann. Er dient der scheußlichsten aller Zielsetzungen: der Demoralisierung der Jugend, die „fit" gemacht werden soll, als widerstandloses Kanonenfutter in den nächsten Krieg getrieben zu werden!

Edward Dmytrik ging den Weg seines Helden Geremio im „Haus der Sehnsucht", den Weg der Unterwerfung unter die Herrschaft des Geldsackes. Er vergaß jedoch offenbar, wie jener endete: unter den Trümmern des Schwindelbaues, den er für seine Auftraggeber errichten sollte. Auch Edward Dmytrik wird seinem selbstgewählten Schicksal kaum entgehen. P.

MARINAS Schicksal



Einsatzleiter Paras mahnt den Bauern Matwej: „Und was tust du für den Kolchos?" — „Ach ich bin leider immer krank, habe Koliken", entgegnet der ihm schlau

Vielfältig sind die Themen des sowjetischen Films, vielfältig die Schicksale der Menschen, die darin auftreten. War es in dem letzten Pudowkin-Film „Drei Menschen" die Heimkehr eines Mannes aus der Kriegsgefangenschaft, die zu Konflikten in der Ehe führte, so ist es in dem neuen sowjetischen Film „Marinas Schicksal", der in diesen Tagen seine deutsche Erstaufführung erlebt, der Hochmut und die Eitelkeit, die sogar die Trennung zweier jahrelang glücklich verheirateter Menschen bringen.

Marina ist eine Kolchosbäuerin, die, wie viele junge Mädchen, dem äußeren Schein folgte, als sie dem stattlichen und sehr begabten Terenti den Vorzug vor dem einfachen, aber charakterlich wertvolleren Gnat gab. Erst als Terenti als ein künftiger Doktor vom Studium in Kiew zurückkehrt und ihr herzlos ins Gesicht sagt, daß sie „die einfache Dörflerin", nun nicht mehr zu ihm, dem Gelehrten, passe, erkennt sie, daß sie ihr Herz einst einem Unwürdigen geschenkt hat.



Terenti ist vom Studium in Kiew zurückgekommen. Marina ist überglücklich. Aber die Freude hält nicht an (N. Grizenko und E. Litwinenko)

Was sie für Liebe hielt, war nur Selbsttäuschung. Solange sie zusammen in einfachen Verhältnissen lebten, war sie gut genug für Terenti. Auch während seiner Studienzeit in Kiew nahm er gern das Geld, das sie mit ihrer Hände Arbeit verdiente und ihm nach der Stadt schickte. Nachdem er nun aber etwas geworden ist, paßt sie plötzlich nicht mehr zu ihm. Und da er in Kiew Shenja, die Tochter eines Professors, kennenlernt, beschließt er, seine Frau zu verlassen.

Marina nimmt nun ihr Schicksal in die eigene Hand. Sie hat begriffen, daß es nicht das wahre Glück für eine Frau sein kann, nur für ihren Mann und ihre Kinder zu leben. So beteiligt sie sich aktiv am Leben des Dorfes und wird bald selbst eine tüchtige Agronomin. Shenja, die sie im Auftrage ihrer Zeitung besucht, und dabei erfährt, wer ihr Verlobter ist, hat recht, wenn sie zu Marina sagt: „Er hat Sie nicht verlassen, er hat Sie verloren!" Und voll Abscheu wendet sich jetzt auch das Mädchen von Terenti mit den Worten: „Du liebst auch mich nicht, du liebst immer nur dich selbst."

Viel zu spät erkennt Terenti, einen wie wertvollen Menschen er in Marina verloren hat. Umsonst fleht er sie an, mit ihm weiter zusammenzuleben. Doch Marina trennt sich endgültig von ihm.

„Man macht bei uns nicht nur gute Ernten, man pflegt auch mit viel Liebe die Menschen, das ist unser großer Reichtum", erklärt stolz Marina, als man sie in Kiew auszeichnet. Voller Zufriedenheit schreitet sie jetzt durch die Felder, und wir sind gewiß, daß sie an der Seite Gnats eines neuen, vollkommenen Glücks teilhaftig wird. Sie hat es sich selbst nach vielen Schmerzen erkämpft. E. W.

Der träumende Mund



Das Leben war bisher hell und einfach. Jetzt ist der berühmte Geiger Michael Lanson da, und alles ist ganz anders: Zerrissenheit, Glück, Leidenschaft und immer wieder Verstellung, Lüge (Maria Schell und Frits van Dongen)

Auf einem dämmrigen Bahnsteig steht eine junge Frau mit großen traurigen Augen, mit zuckendem Mund im zarten, kindlichen Gesicht, ein kleiner ratloser Mensch, der nicht weiß, wie das Leben weitergehen soll — ohne ihn. Denn der Zug, der langsam, aber nicht aufzuhalten aus der Halle rollt, bringt den Mann fort, der diesen Mund küßte, der diese Augen vor Glück leuchten, vor Leidenschaft sich verdunkeln sah.

So endet der Film „Der träumende Mund", die eigentlich so banale Geschichte von der Frau, die ihren Mann liebt und doch unwiderstehlich zu dem anderen hingetrieben wird. Vor mehr als zwanzig Jahren, 1932, ergriff dieser Streifen, nach dem Bühnenstück „Melo" von Henry Bernstein, das Filmpublikum, weil eine Schauspielerin Glück und Leid, Sehnsucht, Verzweiflung und Hoffnung so zu gestalten wußte, daß die Leinwand das Leben zu sein schien: Elisabeth Bergner. Wenige Monate nach dem Erfolg des Films vertrieb der Faschismus, vertrieb die brutale Wirklichkeit, die so ganz anders aussah als das intime, losgelöste Spiel der drei Menschen auf der Leinwand, die Künstlerin aus Deutschland.

Der Kassenerfolg von 1932 hat die westdeutsche Filmproduktion von 1953 nicht ruhen lassen. Josef von Baky verfilmte den „Träumenden Mund", den seinerzeit der Regisseur Dr. Czinner, der Mann der Bergner, inszeniert hatte, ein zweitesmal. (Nur der Schluß mit der Bahnhofsszene ist neu; damals endete der Film mit dem Freitod der Heldin). Wieder erleben wir eine junge Schauspielerin von ungewöhnlicher Ausdruckskraft: Maria Schell. Ihre lachenden und weinenden, stets fragenden Augen, der weiche, zärtliche Mund, die klingende, seltsam erregende Stimme, die kindhaft schmale Gestalt beherrschen die Leinwand.

Das ist in knappen Sätzen die Fabel: Elisabeth, die verspielte, zärtliche Frau eines begabten jungen Konzertmeisters, der „Fratz", wie ihr Mann sie liebevoll nennt, lernt eines Abends den weltberühmten Geiger Michael Lanson kennen. Sein geniales Spiel, seine interessante männliche Persönlichkeit lassen sie nicht mehr los. Elisabeth, die bisher nur träumte und mit dem Leben spielte, erwacht plötzlich. Der Geiger wehrt sich anfangs gegen das Gefühl, das auch ihn ergreift, er ist ein Freund des Mannes. Umsonst. Dann: Leidenschaft, Seligkeit, Schmerz, Hoffnung und immer wieder Verstellung, Lüge. Stefan, der Mann, der Arglose, Liebende darf nichts erfahren. Noch nicht. Aber so kann man nicht leben. Elisabeth will weit, weit fort mit dem Geliebten. Da wird Stefan schwer krank, und die Frau weiß nun: sie darf ihn nie verlassen. Sie könnte nicht glücklich werden. Sein leidvolles Gesicht stände stets zwischen ihr und der Erfüllung. Michael Lanson reist ab — für immer. Ausgeträumt...

Gut, hervorragend gespielt das Ganze. So gut, daß die Leinwand für eine Stunde das Leben zu sein scheint. Gefährliche Traumfabrik. Damals, 1932, stand der Faschismus gleich hinter den Leinwandträumen. Eine große Künstlerin, mit ihr viele bedeutende Künstler, die eben noch eine Scheinwelt gestalteten, wurden von der Wirklichkeit, die unerbittlich da war, wenn man vom Kino auf die Straße trat, verjagt oder sogar vernichtet. Sollte man sich daran nicht erinnern angesichts der Tatsache, daß viele begabte Filmkünstler in Westdeutschland wieder vor der Wirklichkeit in den Traum flüchten?

Rosemarie Rehahn



Ausgeträumt, Elisabeth. Der Zug mit dem Dritten, dem berühmten Geiger rollt aus der dämmrigen Bahnhofshalle. Neben ihr steht der Mann, Stefan (O. W. Fischer), der nichts ahnt und nie etwas ahnen darf

Gérard Philipe

Vor dem Marienstandbild in der düsteren Kapelle kniet der Jüngling Fabrice, das knabenhaft gelöste Antlitz mit den tränenumflörten Augen zum Himmel gewandt, von dem er die Erfüllung seiner hoffnungslosen Liebe erfleht...

Säbelgeklirr — Schüsse — dröhnender Hufschlag. Der tollkühne Husar Fanfan — unwiderstehlich für Frauen und Feinde — kennt keine Hindernisse. Er überwindet jeden Widerstand...

Durch die staubigen, sonnendurchglühten Straßen der mexikanischen Hafenstadt taumelt der heruntergekommene Arzt Georges, ein haltloser Trunkenbold, Ziel des Gespöttes der Kinder und der Verachtung der Eltern...

Ja, er ist es — der Liebling und Held besonders der Frauen und Mädchen: Gérard Philipe!

Schon in den geschilderten drei Szenen aus der „Kartause von Parma", aus „Fanfan der Husar" und aus den „Hochmütigen" (nach Sartre) offenbart sich die Vielseitigkeit und künstlerische Gestaltungskraft dieses jungen Franzosen, der in zwölf Jahren zu einem Darsteller von internationalem Rang aufstieg.

Dabei hatte der junge Hotelierssohn alles andere im Kopf als die Bühnenlaufbahn, als er damals — im Jahre 1942 — als Zwanzigjähriger den heimatlichen Ort Grasse bei Nizza unsicher machte. Der hochaufgeschossene Jüngling mit den völlig ungebändigten dunklen Haaren und den verträumten Augen wollte nacheinander Jurist, Philologe und Kolonialarzt werden.

Mehr als ein glücklicher Umstand ist es, der Gérard in eine Wohltätigkeitsveranstaltung nach Cannes führt, wo er eine Fabel von Lafontaine rezitiert. Der Abend



Eng umschlungen hält der junge Julien Sorel (Gérard Philipe) Madame de Renal (Danielle Darrieux). Eine Szene aus dem neuen französischen Film „Rot und Schwarz", der unter Claude Autant-Laras Regie nach Stendhals gleichnamigem weltberühmten Roman entstand

entscheidet über seine Laufbahn. Denn unter den Zuhörern befindet sich Marc Allégret, der bekannte französische Filmregisseur. Kaum ist der Beifall verebbt, steht Allégret in der Künstlergarderobe. „Rufen Sie mich doch morgen einmal an, junger Mann!" sagt er zu dem verwirrten Gérard. Wenige Monate später schon debütiert er unter dem nicht sehr phantasievollen Künstlernamen Philippe Gérard neben dem Schauspieler Claude Dauphin in einer kleinen Rolle.

Dieser Schauspieler hat ein Faible: die Entdeckung junger Talente. Er wittert hinter der jungenhaften Vitalität die starke darstellerische Begabung Gérards. Mit den Worten: „Hier sehen Sie noch so ein Küken!" stellt Dauphin ihm ein mageres Mädchen vor: Danièle Girad. Sie wird später als Danièle Delorme in der berühmten Comédie Française wahre Beifallsstürme ernten...



Her mit einem Stückchen Krawatte. — Nicht nur in Europa, auch in Japan, dem Fanfan-Philipe im vergangenen Jahr einen Besuch abstattete, wird der beliebte Schauspieler von seinen jungen Verehrerinnen stürmisch gefeiert

Fleißig besucht Gérard Monat für Monat die gerade wiedereröffnete Schauspielschule in Cannes. Und 1943 sucht Edwige Feuillère, die große Dame des französischen Films, in dem Canner Theaterinstitut ein paar Chargen für ihre Bühneninszenierung von „Sodom und Gomorrha". Gérard wird für eine dieser kleinen Rollen empfohlen. Als die Künstlerin ihn sieht und hört, vertraut sie dem jungen, unbekannten Schauspielaspiranten einen wichtigen Part an. Gérard enttäuscht seine Entdeckerin nicht: das Pariser Theaterpublikum rast vor Begeisterung — die Kritiker überbieten sich an enthusiastischen Lobesergüssen!

Madame Feuillère sorgt dafür, daß dem jetzt Einundzwanzigjährigen der Ruhm nicht zu Kopfe steigt: er muß hart an sich arbeiten. Kaum ist der Krieg vorüber, steht er zum ersten Male vor der Filmkamera. Neben Edwige Feuillère, die als Nastaja Filipowna ihr zauberhaftes Talent entfaltet, spielt er in der Dostojewski-Verfilmung „Der Idiot" den epileptischen Fürsten Myschkin. Am Tage nach der Premiere ist Gérards Name in aller Munde. Der Vierundzwanzigjährige hat Frankreich erobert. Bald wird es ganz Europa sein, das seinen Namen mit Verehrung und Achtung nennt.

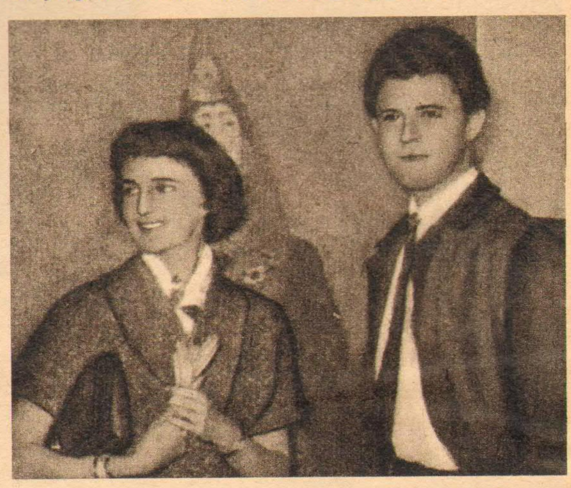
Der Film läßt ihn nicht mehr los, obwohl er mehr zum Theater neigt. Max Ophüls bringt ihn in dem Schnitzler-Film „Der Reigen" heraus. René Clair in „Der Pakt mit dem Teufel" und in „Die Schönen der Nacht", Christian-Jaque in „Die Kartause von Parma" und „Fanfan der Husar", Yves Allégret in „Die Hochmütigen"!

Hollywood wird aufmerksam und ruft ihn. Gérard lehnt es ab, in die „Traumfabrik" zu gehen! Er will sich treu bleiben, sich selbst spielen und nicht jugendliche Helden mit — wie eine österreichische Filmzeitschrift kommentierte — „sieghaftem Zahnpastalächeln und limonadenhafter Mondscheinsüße"!

Sein sehnlichster Wunsch wird schließlich erfüllt: Jean Vilar holt ihn in das Kollektiv des „Théâtre National Populaire", des Pariser Volkstheaters. Hier vollbringt der zartgliedrige, sensible Gérard mit der Verkörperung des „Prinzen von Homburg" in Kleists Werk ein schauspielerisches Bravourstück. Selbst in Westdeutschland, wo das Pariser Theater mit dem „Prinzen von Homburg" gastiert, überwältigt seine Darstellung (dieser in Deutschland so oft preußisch-nationalistisch interpretierten Rolle) das Publikum, macht den Namen Gérard Philipe diesseits des Rheines fast ebenso populär wie in Frankreich.

Aber auch diese immer größeren Triumphe ändern nichts an seiner Einfachheit. Seine Verehrer können ein Lied davon singen! Von den meisten Stars kennt man alle Intimitäten ihres Privatlebens bis in oft schon peinliche Einzelheiten. Sie sind nur zu gerne bereit, darüber Auskunft zu erteilen.

Anders Gérard Philipe. Er ist zwar nicht pressefeindlich, doch wenn Interviewer die Frage stellen: „Wie verbringen Sie Ihre Freizeit, Monsieur Philipe? Was halten Sie von Frauen? Essen Sie gerne Austern?" — dann lächelt er charmant — und spricht von seiner Arbeit.



Gérard und seine Frau bei ihrem Besuch in Japan

Das „kapriziöse und unberechenbare enfant terrible", wie einige Kritiker Gérard getauft haben, liebt es auch, seine Begabung dazu zu verwenden, gewisse Kollegen meisterhaft karikaturistisch zu kopieren — nicht immer zu deren Freude.

Aber dieses „enfant terrible" ist nicht nur ein großer Künstler und ein liebenswerter Mensch — er ist in erster Linie Franzose, ein glühender Patriot. Seine Sympathien gehören Landsleuten wie Raymonde Dien und Henri Martin, die gegen jene kämpfen, die Frankreich in eine neue Katastrophe stürzen wollen. Und auch das ist Gérard Philipe: Auf dem Kongreß der fortschrittlichen Frauenpresse Frankreichs kündet er vor 2000 Teilnehmerinnen in einem Lied von dem Sieg des Volkes über den „Schmutzigen Krieg" in Vietnam.

So ist der Künstler Gérard Philipe: ein Mensch in des Wortes edelster Bedeutung, der seine Umwelt nicht nach Nationalität oder Hautfarbe beurteilt, sondern einzig allein, wie sie zu der vornehmsten Aufgabe aller Menschen steht — zum Frieden. P.



„Monsieur Ripois" (Gérard Philipe) weiß, wie man mit Frauen umgehen muß. Von Freundin zu Freundin flirtend, arbeitet sich der arme, nach London verschlagene Büroangestellte in die höchsten Gesellschaftskreise empor. Ob er es bei dieser Schönen (Natasha Parry) aushalten wird, ist bei seinem Abenteuerdrang mehr als fraglich



Weltfriedenspreisträger Nazim Hikmet überreicht dem Regisseur Joris Ivens den Preis des Kampfes für eine bessere Welt



Der Friedenspreis wird Dr. Kurt Maetzig für den Film „Ernst Thälmann — Sohn seiner Klasse" und dem japanischen Regisseur Jamamoto für den Film „Die Kinder von Hiroshima" übergeben. Jamamoto vertrat in Karlovy Vary den Schöpfer des Films, seinen Freund Sekigawa.

VIII. MFF

Bildbericht von den Filmfestspielen in Karlovy Vary



Der zweifache Stalinpreisträger Merkujew und Rosaura Revueltas nehmen den Großen Preis in Empfang. Merkujew ist der Hauptdarsteller in dem sowjetischen Film „Treue Freunde", Rosaura Revueltas die Hauptdarstellerin des amerikanischen Films „Salz der Erde"



Die finnische Filmschauspielerin Miriami Kuosmanen und der Regisseur Erik Blomberg (rechts) in der Ehrenloge vor der Aufführung ihres Films „Der weiße Elch"



Eine vergnügliche Fahrt mit der Pioniereisenbahn eines Ferienlagers an der Ohre. Alle Delegationen des Festivals besuchten dieses Lager und verlebten mit den tschechoslowakischen Kindern einen schönen Nachmittag

VIII. MFF

Ihre fröhliche Fahrt hat ein jähes Ende gefunden. Auf einer „unbewohnten Insel" sind sie gestrandet: die „Treuen Freunde", die sich nach vielen Jahren wiedertreffen und ihre alten Erinnerungen auffrischen. Welche Abenteuer sie auf ihrer Reise erleben, und wie aus dem aufgeblasenen Prahler Njestratow, den V. Merkujew voller Humor zeichnet, doch noch ein ganz umgänglicher Mensch wird, all das erzählt der mit dem Großen Preis ausgezeichnete sowjetische Farbfilm „Treue Freunde"



Über die solidarischen Bemühungen der Dockarbeiter, die Pläne der Amerikaner zu durchkreuzen, so daß keine Waffen in europäischen Häfen ausgeladen werden können, berichtet der DEFA-Film „Gefährliche Fracht"



Die Arbeiter der Wloclawker Fabrik sind zu einer Kundgebung zusammengekommen. Mit ihrer ganzen Kraft setzen sie sich für die Verwirklichung der wahren Ideale der Arbeiterklasse ein — für die Ideale des Sozialismus. Szene aus dem polnischen Film „Ich suchte die Wahrheit", der nach Igor Newerlys Roman „Eines Menschen Weg" entstand und das Reifen eines einfachen Dorfjungen zum aufrechten Kämpfer seiner Klasse schildert





Eine erbitterte Anklage gegen den Kapitalismus, der Menschen zu Tieren werden läßt, ist der japanische Film „Krabbenfischer". Er berichtet vom Aufstand der Fischer auf dem Schiff Hakkomaro; ein Aufstand, der jedoch in aller Grausamkeit vom japanischen Militär niedergeschlagen wurde

Ein altes lappländisches Volksmärchen liegt dem finnischen Film „Der weiße Elch" zu Grunde. Er erzählt von dem Mädchen Pirata, das, in einen weißen Elch verwandelt, von ihrem eigenen Mann erstochen wird



Glücklich richten sich die Blicke der armen indischen Bauern zum Himmel. Er bringt Regen. Wird er aber auch eine gute Ernte bringen, um die Schulden an den Gutsherrn zu zahlen? — Von der großen Not und der Flucht einer indischen Familie in die Stadt, wo sie als Lohnsklaven ihr kärgliches Leben fristen werden, berichtet der indische Film „Zwei Morgen Land"

„Das Salz der Erde". Ein Film der Vereinigten Gewerkschaften der USA. — Mexikanische und amerikanische Arbeiter treten gemeinsam in den Streik, der ihnen nach fünfzehn harten Monaten des Kampfes und der Entbehrung den Sieg bringt. Die Preisträgerin von Karlovy Vary, Rosaura Revueltas, spielt darin die Hauptrolle

Sieben vom Rhein



„Ihr habt viel zu verteidigen, viel Schönes, was wir gar nicht kennen zu Haus. Ihr müßt daran denken, daß das erkämpft ist durch Arbeiter. Ich möchte sagen: werdet nicht sorglos, bleibt wach. Ihr müßt uns auch helfen in unserem Kampf, ihr könnt das, ihr müßt das . . . Dann tut ihr etwas Großes . . ."

Es ist einer der Sieben vom Rhein, Leo Tolksdorf, ein Bergmann aus dem Ruhrgebiet, der diese Worte am Schluß des Filmes spricht. Ein mahnender Appell an uns alle. —

Dann schließt sich der Vorhang. Und Sekunden danach, in denen fast das Atmen erlischt, zeugen von dem tiefen, erschütternden Eindruck, den ein neues, bedeutendes Filmwerk der DEFA hinterlassen hat. Augenblicke später bricht der nicht endenwollende Beifall los. Die Kumpel aus Riesa erleben die Uraufführung *ihres* Filmes, wie sie ihn nennen. Ihr Film, nicht nur, weil er im Stahl- und Walzwerk Riesa gedreht wurde, sondern, weil er wahr und echt von ihrer Arbeit und ihrem Erleben mit westdeutschen Brüdern berichtet.

Die Idee zu diesem Werk entstand bei seinen Regisseuren Annelie und Andrew Thorndike bereits im vergangenen Jahr während der Leipziger Messe. Damals, als die ersten westdeutschen Delegationen in die Deutsche Demokratische Republik kamen. Mit den Augen dieser Menschen unsere Arbeit, unser Land, das auch ihre Heimat ist, zu sehen, das sollte der Inhalt des Filmes sein. Doch beinahe wäre die Durchführung gescheitert; denn welche Delegation würde den Mut haben, klar und offen zu ihren Erlebnissen Stellung zu nehmen und dann nach Westdeutschland zurückzukehren?

Sieben — die Sieben vom Rhein — fanden ihn. Walter Ulf, der Former und Hans Kohldorf, der Rangierer. Zwei Parteilose, Amateursportler, die etwas Ähnliches wie Abenteuerlust hierher brachte und die anfangs allem so recht skeptisch gegenüberstanden. Johann Jürgens, der Dreher. Elf Jahre hatte er im KZ gesessen. Leo Tolksdorf, der Bergmann. Ein FDJler, der wegen seiner Jugendarbeit ständig Verfolgungen ausgesetzt ist. Heinz Quack, der Walzwerker, den ein Arbeitsunfall zum Invaliden machte. Jacob Schardt, der Kranführer. Und Hans Haberle, der Steinformer.

Was ist das Besondere, das Starke an diesem Dokumentarfilm, der den Untertitel „Das deutsche Gespräch" tragen könnte?

Laien stehen vor der Kamera. Und zum ersten Mal wird die Originalsprache übernommen. „Dieser neue Weg", so sagte Andrew Thorndike, „war keine formale Frage, sondern lag einfach im Thema und Stoff begründet." Die in die DDR gekommenen Arbeiter spielen sich selbst, drücken ihre anfängliche Skepsis und später ihre Bewunderung durch eigene, selbst gefundene Worte aus. Dadurch unterstreichen sie die absolut dokumentarische Echthei*, überzeugen sie.

Menschen, Brüder, standen hier erschüttert vor dem großen Werk, für das sie teilweise selbst gelitten und gekämpft hatten. Hier war es Wirklichkeit geworden: Kindergärten und Kinderkrippen; gesunde Wohnungen; gute, ausreichende Ernährung; ein schöner, sinnvoller Feierabend — und Arbeit — inhaltsreiche Arbeit für alle!



Und das läßt uns nachdenken. Ist uns nicht vieles längst zur Selbstverständlichkeit geworden? Wie sagte doch Leo Tolksdorf: „Ihr habt viel zu verteidigen — werdet nicht sorglos — helft uns auch in unserem Kampf — ihr müßt das —, tut das, dann tut ihr etwas Großes." —jd—





Hier spricht Dr. Jetzt

Kindliche Spiele



Da kommt in Zehlendorf (Westberlin) ein kleiner Junge aus dem Kino nach Hause und sagt zu seiner Mutter: „Mutti, hilf mir unser Aquarium auf die Gasflamme stellen. Wie werden da die Fische in dem kochenden Wasser springen!" Die Mutter, einer Ohnmacht nahe, fragt ihren Sprößling, wie er auf die Idee komme, der antwortet, das Experiment in dem Kinder-Scherenschnittfilm „Tom und Jerry" gesehen zu haben. Alles an diesem Fall ist authentisch.

Nur eine Episode, könnte man sagen, ein achtjähriger Junge hat etwas mißverstanden... Man könnte es sagen, aber man kann es nicht. Dazu wissen wir zu gut, was los ist. Der kleine Junge hat den Trickfilm keineswegs mißverstanden, er hat ihn so verstanden, wie er gemeint war. Von allein wäre der Junge nie auf die Idee gekommen, ein Tier zu töten, im Film sieht er, daß die Tötung sehr lustig ist. Es wird ihm weis gemacht. „Wie werden die Fische in dem kochenden Wasser springen..."

So fängt es an, das ist die erste Stufe.

In der zweiten Stufe einer gewissen Sorte Film lernt der Junge, daß Sterben etwas Alltägliches ist. Sterben müssen alle mal. Wenn schon gestorben werden muß, dann aufregend und sensationell. Da kommt der Gedanke; wenn man selber eine Pistole hätte und...

Und die dritte Stufe liegt schon woanders, nicht mehr im Kino. Sie ist bereits die Praxis. Der kleine Junge, der die Fische springen sehen wollte, ist ein größerer Junge geworden, ich kann ihn mir deutlich vorstellen; in Uniform, in einer Kneipe, wo er einem anderen aufgeregt sagt: „...da haben wir sie in die brennenden Häuser getrieben. Wie sind die im Feuer gesprungen!"

Ja, so, genau so könnte das Leben des kleinen Jungen aus Zehlendorf verlaufen; nie würde er später an einen Trickfilm denken, der „Tom und Jerry" hieß, und den er mit acht Jahren gesehen hat.

Ein kleiner achtjähriger Junge, heute schon der Keim zu einer Bestie. Wieviel solcher kleiner Jungen mag es in Zehlendorf geben? Und nicht nur in Zehlendorf?

Diese kleinen Jungen kannten wir schon einmal, das heißt, wir kannten sie, als sie Männer waren, und die übrige Welt kannte sie auch. Nicht nur um unseres Ansehens willen in der Welt, sondern auch unserem eigenen Leben zuliebe sollten wir zum Stock greifen. Aber nicht gegen die kleinen Jungen, o nein...

PS: Muß ich eigentlich noch sagen, daß der Trickfilm „Tom und Jerry" amerikanischer Produktion war?

Dr. Jetzt Spez. f. Sat.



Ich grüße die Leser des „Filmspiegel" recht herzlich und werde mich bemühen, einen möglichst großen Beitrag zur friedlichen Zusammenarbeit und zur Freundschaft unserer beiden Völker zu leisten.

Marie Tomásová!

Im Dirndlkleid, so blau wie ihre Augen, in ihrer ganzen Lebendigkeit und Frische, steht sie in diesem Augenblick wieder vor mir. Ein paar Fotos von ihr, zur Erinnerung geschickt, sind die Ursache.

Marie Tomásovà — das Mädchen Anna aus dem gleichnamigen CSR-Film. Wie ich sie als Künstlerin kennenlernte, so begegnete sie mir in Berlin als Mensch: in bescheidener Zurückhaltung, ohne jede Effekthascherei in ihren Worten, aber von natürlicher Herzlichkeit, die man nie vergißt, und durch die man sie in wenigen Sekunden liebgewinnt.

Marie Tomásovà ist eine eigenartige Frau. Stelle ich ihr Fragen, dann gibt sie gewiß gerade die Antwort, die ich nie erwartet hätte. Obgleich sie durch ihre erste Rolle im Film: „Das Mädchen Anna" so großen Erfolg hatte, obgleich sie in diesen Tagen die weibliche Hauptgestalt in einer Filmtrilogie, die sich mit dem Kampf der Hussiten beschäftigt, zu verkörpern hat, liebt sie das Theater weit mehr als den Film. Und die Musik — mehr als jede andere Kunst.

„Das geht soweit", erzählt sie, „daß ich manchmal beim Antritt eines Engagements fast als erstes frage, ob ich ein Klavier geliehen bekommen kann. Für mich sind Beethoven, Bach und Bruckner die größten Komponisten. Vor ihrer Musik habe ich ganz tiefe Ehrfurcht." Dieser Ausspruch erinnert mich an die Worte, die sie bei einem Opernbesuch in Deutschland ihrem Begleiter sagte: „Der wirkliche Künstler wird der Kunst gegenüber sehr klein."

Sie hat in Iglau und in Pilsen gespielt. Dabei war es ihr ganz gleich, welche Rolle sie bekam. „Wenn ich nur für mein Volk etwas sein kann, wenn die Menschen durch mich erleben", sagt sie. Und dennoch gibt es zwei Gestalten, die Marie Tomásovà zu verkörpern hatte und die ihr besonders ans Herz gewachsen sind: die Aksuscha in Ostrowskis „Wald" und die Awdotja in Galina Nikolajewas „Ernte".

Die Schauspielerin war zum Deutschlandtreffen mit einer tschechoslowakischen Delegation in Berlin. Auch hier ließ es sie abends keine Ruhe finden, sie mußte ins Theater. „Ganz gleich, ob ich spiele oder nicht — man findet mich dort bestimmt immer", gibt sie zur Erklärung. Mein Vater hat mich auf diesen Weg, der mich gewiß nie mehr loslassen wird, geführt.

Dann erzählte sie, tief beeindruckt, noch ganz unter dem Einfluß des großen Festes, und bittet von Herzen darum, es allen zu übermitteln, wie sehr sie das fortschrittliche Deutschland und seine Menschen liebgewann. „Alle sind mir zu Freunden geworden", sagt sie. Und sie lächelt herzlich, froh. *—jd—*



Kinder der Liebe

Von Alena Bernaskova, der Drehbuchautorin dieses CSR-Films

Junge Burschen in diesem Alter suchen meist abenteuerumwitterte Gefahren. Diese beiden jedoch rufen mehr und mehr Kinder zusammen, um mit ihnen gemeinsam für den Streik Plakate zu kleben.

Während der Dreharbeiten zu unserem Film tauchte bei unseren Kindern die Frage auf: was ist Hunger? Sie konnten es sich nicht vorstellen. Hunger? — Da erzählten ihnen alte Genossen von der großen Not, die die Kinder früher erleiden mußten. Unsere Jungen und Mädchen sahen mit seltsamen Blicken vor sich hin, und man merkte es ihnen an, daß sie angestrengt nachdachten. Da sagte plötzlich die achtjährige Božena: „Jetzt weiß ich schon, was Hunger ist. Wenn ich vom Turnen komme, in die Küche lauf' und meiner Mutter zurufe: ,och, hab ich aber einen Hunger', nicht wahr?"

Hunger — das bedeutet für unsere Kinder heute „Appetit haben". Und darum schrieb ich den Film und meinen Roman, weil die Erwachsenen schnell vergessen, die Kinder aber gar nichts haben, was sie daran erinnern könnte und ihnen den Vergleich zu ihrem jetzigen glücklichen Leben gibt. Ich aber wollte, daß unsere gesunden, frohen Kinder jene kennen, die für sie gekämpft haben und diese schöne Wirklichkeit vorbereiteten. So habe ich denn nach Tatsachen die Ereignisse des Jahres 1930 frei bearbeitet. Ereignisse, wie sie sich im Leben von Kindern widerspiegeln.

Hätten unsere Elf, die wir aus den verschiedensten Schulen unter 20 000 herausgesucht haben, sich selbst spielen können, wäre es einfacher gewesen. So aber mußten sie Mädel und Jungen darstellen, ausgemergelte, unterernährte Kinder, die in einem fremden Milieu und in einer Zeit gelebt haben, die zwanzig Jahre zurücklagen. Doch sie begriffen die Wichtigkeit des Themas und gestalteten ihre Rollen.

Der Inhalt des Films: Eltern und Kinder leben im Schatten einer großen Fabrik. Da der Fabrikant Entlassungen vorbereitet, bricht ein Streik aus. Trotz allem veranstaltet die Arbeiterjugend ihr traditionelles Pfingsttreffen. Sie tollen umher, fahren Karussell, holen sich Näschereien von den Ständen. Da kommt es zu einer unerhörten Provokation der

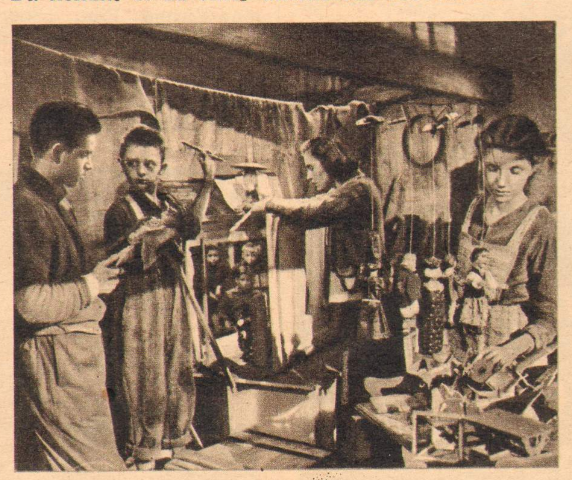


Das kleine Mädel hält den großen Mann davon ab, zum Streikbrecher zu werden. „Was weißt du denn vom Streik", sagt er zu ihr, „meine Kinder haben Hunger." „Wir hungern auch", antwortet sie ihm.

Polizei: sie schießt in die Kinderschar und verletzt einige schwer. Seit ihrer frühen Jugend aber lernten die Kinder Seite an Seite mit ihren Eltern für eine bessere Zukunft kämpfen. So endet der Streik dennoch mit einem Sieg. Ein Sieg junger Menschen, die die Vorgänger unserer heutigen Pioniere waren.

*

Mein erstes Buch ist im Jahre 1951 unter dem Titel „Der Weg ist frei" erschienen. Es erzählt vom Leben und dem Heldentum der Arbeiter der Stalinbetriebe. Für diesen Roman erhielt ich den Staatspreis. — Sonst arbeite ich als Journalistin. Ich war in der Nachkriegszeit dreimal in Deutschland. Vor kurzem habe ich an der Europäischen Jugendkonferenz in Berlin teilgenommen. Seit meinem letzten Besuch waren sieben Jahre vergangen. Und da kann man so ganz begreifen, welch gutes Stück ihr auf dem Wege zu einer glücklichen Zukunft zurückgelegt habt. Jedes neue Buch, jeder neue Film, jedes neue Haus bei euch, die gutangezogenen Menschen, alles freut uns, als ob es bei uns zu Hause wäre. Wir wünschen nur, daß es in ganz Deutschland bald so wird. Das ist nicht nur der Wunsch einzelner, sondern ein jeder von uns will dazu nach seinen besten Kräften beitragen.



Trotz des Streiks führen die Arbeiterkinder ihr Pfingsttreffen durch. Noch sind sie beim Spiel und bringen manches müde, abgehärmte Gesicht zum Lachen —

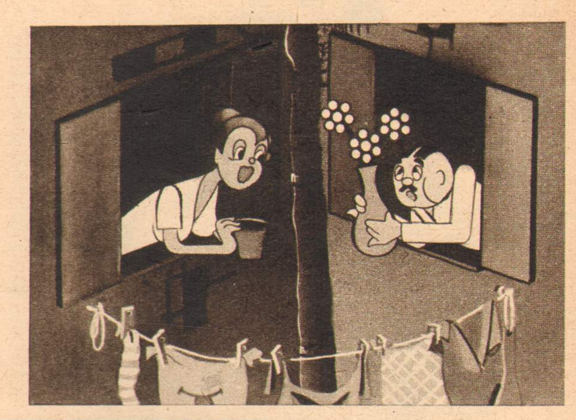


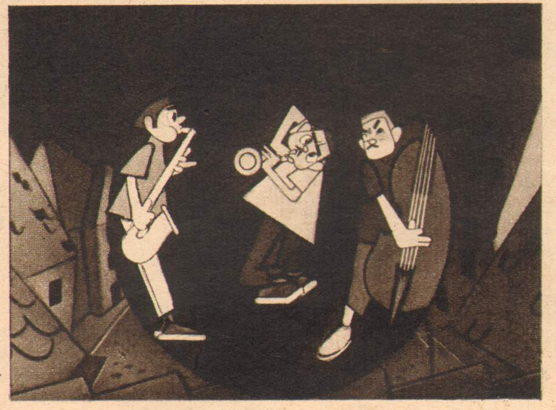
— da schießt wenige Minuten später die Polizei mitten in die frohe Kinderschar. Einige von ihnen werden schwer verletzt.



Katzenmusik

Ja, wie soll man sie anders bezeichnen: jene Art „Tanzmusik", die nur einen Vergleich mit einem Katzenchor und dem Rhythmus einer altersschwachen Wasserpumpe stand hält. Es soll ja auch Leute geben, die nach dieser „Musik" auf Tanzböden groteske Verrenkungen machen; dazu gehört natürlich auch die „zünftige Aufmachung": buntes Nickyhemd mit „Pin-up-Girl" und „Palme" auf der





Brust ... na, Sie wissen schon, was ich meine! Aber stellen Sie sich vor, Sie werden aus Ihrer wohlverdienten Nachtruhe gerissen und sollten sich diesen Lärm mit anhören. Würden Sie nicht auch Vasen oder Blumentöpfe als Wurfgeschosse gegen die vermeintlichen Ruhestörer benutzen? Hoffentlich sind die drei Gestalten, die gerade unter Ihrem Fenster vorübergehen auch die wirklichen Urheber dieses Lärms, sonst könnte ...

Da sind wir schon mitten im Thema. Das ist nämlich eine Episode aus dem ersten farbigen Zeichentrickfilm, den ein Kollektiv unter der künstlerischen Leitung von Lothar Barke mit Unterstützung des VEB DEFA-Studios für populärwissenschaftliche Filme herstellt. Das Kollektiv bereitet eine „Katzenmusik" vor, mit der es — ohne den pädagogischen Zeigefinger zu heben — die Auswüchse in der Tanzmusik persifliert. Ich darf noch verraten, daß der rhythmische Lärm und die Tanzmusik von Günter Klück komponiert wurde. Also viel Vergnügen mit der „Katzenmusik" — oder?



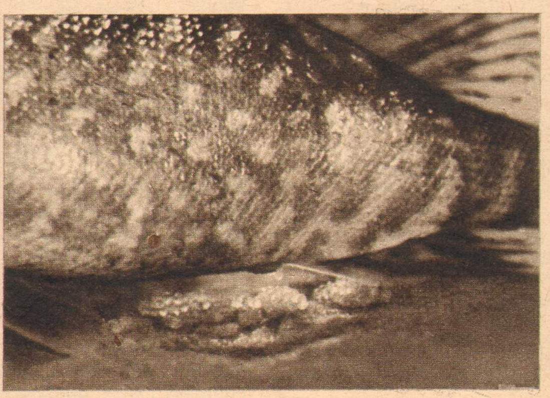
Seeräuber?

Der junge Regisseur Jürgen Schweinitz und der Kameramann Karl Suchner wählten für ihren populär-wissenschaftlichen Film „Seeräuber", mit denen Sie bisher allerdings weniger durch die Augen als vielmehr mit dem Gaumen Bekanntschaft geschlossen haben, Hechte. Sie nahmen Hechte zu ihren Hauptdarstellern.

Über ihr Leben, angefangen von der Laichzeit bis zu dem Zeitpunkt, da neue, junge Hechte die Gewässer bevölkern, über seine Umgebung, eine kleine Welt unter dem Wasserspiegel, und am Rande eines Sees irgendwo in der Mark, berichtet dieser Film.

Acht Stunden stand Kameramann Suchner mit seiner Optik schußbereit vor dem Aquarium, ehe der alte Seeräuber sich endlich bequemte, eine Rotfeder zu fressen.

Der Film enthält bisher noch nie gelungene Aufnahmen vom Laichen und von dem Wachstum der Fische.



Zum ersten Mal gelang es der Kamera, einen Hecht beim Laichen zu beobachten (Bild links)



Hollywood-Statist Clyde Beaty erzählt

Wie lange wohl liege ich schon hier in der Fallgrube? Endlos scheint es. Ein Knurren läßt mich den Kopf heben. Vor mir duckt sich ein riesiger Tiger, kommt fauchend auf mich zu.

Ich presse mich an die Wand der Grube und starre in den weit offenen Rachen. Da stemmt der Tiger sich hoch, schlägt mit seiner Pranke zu, und schon steht er mit seinen Vordertatzen auf meiner Brust.

Mit letzter Kraft umklammere ich mit der rechten Hand seinen Unterkiefer und schreie laut auf. Das hat ihn aus der Fassung gebracht. Erschrokken springt das Tier zurück, ist aber sofort wild brüllend über mir, und sein Gewicht zerdrückt mir fast die Rippen. Ich fühle, wie mir das Blut über die Schulter rinnt.

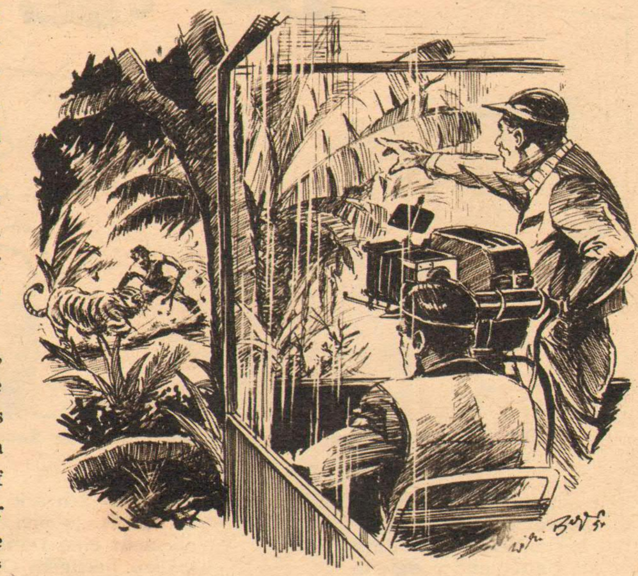
Plötzlich sehe ich, wie sich eine Stange in die Seite des Tieres bohrt. Da brüllt es wütend auf und springt zur Seite. „Schluß, Ende der Aufnahme!" höre ich noch, dann nichts mehr.

Erst Minuten später kann ich wieder denken. Ich bin aus dem Loch heraus, hole tief Luft und bin froh, daß es noch einmal gut abgegangen ist. Da höre ich Easton, den Regisseur, mit Jim toben. „Verdammter Trottel, was hast du während der Aufnahme hier zu suchen? Kommt so ein Idiot von einem Requisiteur und stößt dem Tier eine Stange in die Seite, nur weil ihm vor einem bißchen Blut schlecht wird. Wir brauchen es aber. Das ging früher mit billigen Tricks, heute verlangt man mehr. Neu, spannend, realistisch..."

Ja — Hollywood-Realismus, das ist es. Deswegen muß ich für 7,50 Dollars unter Raubtiere. Was soll ich auch machen? 75 Cents habe ich noch in der Tasche und kein festes Engagement. Aber dafür Hunger. Mary und der kleine Pitt auch. Wenn ich nicht will, wird die Republic Pictures an die anderen Hollywood-Firmen telefonieren und Clyde steht auf Eis, wie eine Flasche Coca-Cola.



Also muß ich springen. Für 7,50 Dollar. Die kriege ich übrigens erst hinterher. Es könnte doch etwas passieren, dann muß der Leichenwagen bestellt werden, das sind Unkosten. Soll die vielleicht die Firma tragen?



Ja, genauso ist es. Ums Geld geht es. Für mich und für die Company. Um das Geld, das von dem an sich kinomüden Publikum bezahlt werden muß.

Wie soll man es kriegen? Durch bessere Filme? Ach, woher. Das bringt zu wenig. Also macht man es eben anders. Einen kleinen Tritt auf den Nervenstrang des Zuschauers, dann kauft er sich schon eine Kinokarte, und die Firma mit dem gröbsten Tritt gewinnt das Rennen. Die Zeit, als man sich mit einem einfachen Filmtoten abgab, ist längst vorbei. Selbst die Fließbandproduktion reicht nicht mehr. Deshalb macht man Filme, zu deren Ankündigung man schreiben kann: Bei den Dreharbeiten brach sich einer das Genick!

Daß die Sache dann geht, dafür sorgt schon der Reklamerummel, der täglich wie ein Wolkenbruch über Amerika niederprasselt und den Menschen das Gehirn verkleistert, bis sie glauben, daß sie für ihre Cents eine Sensation verlangen müssen. Und das will man ja im Endeffekt. Schon darum, um dem amerikanischen Normalverbraucher die nicht gerade fröhliche Wirklichkeit vergessen zu lassen. Nur keine sozialen Themen. Es könnte sonst sein, daß die Finger, die sich um die Lehne des Kinostuhls spannen, sich einmal anders und kräftiger für eine bessere Sache betätigen würden. Aber damit das nicht passiert, hat man ja seine Regisseure. Zum Beispiel solche, wie unseren Regisseur Easton. Ein guter Mann, ein gutbezahlter Mann. Geht sogar sonntags in die Kirche. Für ihn eine verdammt langweilige Sache, die ihn nicht interessiert, und bei der er bedauert, daß er nicht Regie führen kann.

Und da ist er schon wieder. „Na, dann wollen wir nochmal, Clyde." Ich sage ihm, daß ich keine Erfahrung im Umgang mit Raubtieren hätte. Es interessiert ihn nicht. Er sagt, es sei nur eine Spielerei mit einem dressierten Hollywood-Tier.

Ich muß wieder in die Grube. Da liegt er wieder vor mir, der Tiger. Er springt auf und schleicht erneut knurrend an mich heran. Als er bis zu meinen Füßen herangekrochen ist, hebe ich den Arm. Da fällt mir ein, daß er Wenice heißt. Ich sage seinen Namen und, ihm fest in die Augen sehend, mache ich mit der Hand langsame, ihn zum Stehen zwingende Bewegungen. Er denkt gar nicht daran. Fauchend richtet er sich auf. Wie gelähmt starre ich in zwei zusammengekniffene Augen. Da schlägt er mit der Tatze nach mir. Fuß um Fuß rücke ich nach hinten und fühle voll Schreck, daß ich bald an der Grubenwand sein muß. Dann gibt es kein Entweichen mehr. Er schlägt nun öfter mit seinen Pranken nach mir, und ich spüre seinen heißen Atem auf meinem Gesicht. Ich hebe die Arme, um meine Augen zu schützen. Wenices Tatzen reißen sie mir wieder herab.

Furchtbare Schmerzen habe ich am linken Unterarm. Ich kann ihn nicht mehr heben und fühle, wie das Blut aus meinem Ärmel über die Hand läuft. Wenn ich nur eine Peitsche oder eine Pistole hätte.

Immer näher kommt der Tiger und stellt sich auf die Hinterbeine. Jetzt... Da wird laut die Käfigtür aufgestoßen. Der Lärm fesselt Wenices Aufmerksamkeit. Er spitzt die Ohren, wendet sich von mir ab und läuft hinaus. Und noch einmal ist es also gut gegangen. In meinem Kopf dreht sich alles. Aus Angst, Wenice könnte wieder erscheinen, versuche ich, aus der Grube zu klettern. Kaum, daß ich mich auf den Beinen halten kann. Man zieht mich heraus. Zitternd, in Schweiß gebadet, stehe ich dann oben und lasse mir den Arm verbinden.

Da springt Easton vom Käfigdach herab, wo er mit den Kameramännern war. „Hallo, Boy, war 'ne Sache. Bist du wieder in Ordnung? Wir drehen nochmal!"

Ich schreie ihn an: „Nie mehr werde ich das tun! Wozu denn nochmal, die Aufnahme muß doch gut gewesen sein!"

Easton lächelt gemein. „Was glaubst du eigentlich, Clyde", antwortete er mir, „du bist für einen Tag engagiert, nicht nur für die Aufnahme. Du weißt ja, was los ist bei Kontraktbruch. Dann bist du fertig. Natürlich brauchen wir für den Film keine Aufnahme mehr, aber vielleicht kann ich sie für den nächsten verwenden. Also hol' ein bißchen Luft, und dann drehen wir noch einmal."

Was soll ich tun? Ein bißchen zögere ich noch. Der Schweiß läuft mir über den ganzen Körper. Ich kann nicht mehr.

Dann denke ich an Mary und an Pitt.



Zeichnungen: Willi Beyer

Es fällt mir auch ein, daß die Gasrechnung nicht bezahlt ist und daß Pitt andere Schuhe braucht.

Wenn ich jetzt nicht mitmache, kann ich, wenn überhaupt, vielleicht nur noch Tramps spielen. Da gibt es noch weniger Gage, und ich werde nie mehr hochkommen. Noch habe ich wenigstens ein Dach über dem Kopf. Das alles ist sonst aus. Draußen vor der Stadt in irgendeiner Wellblechbude werde ich kampieren, zerlumpt, schmutzig. „Verdammtes Dreckschwein" wird der Pförtner der Company zu mir sagen und mich nicht mehr durch das Tor ins Studio lassen.

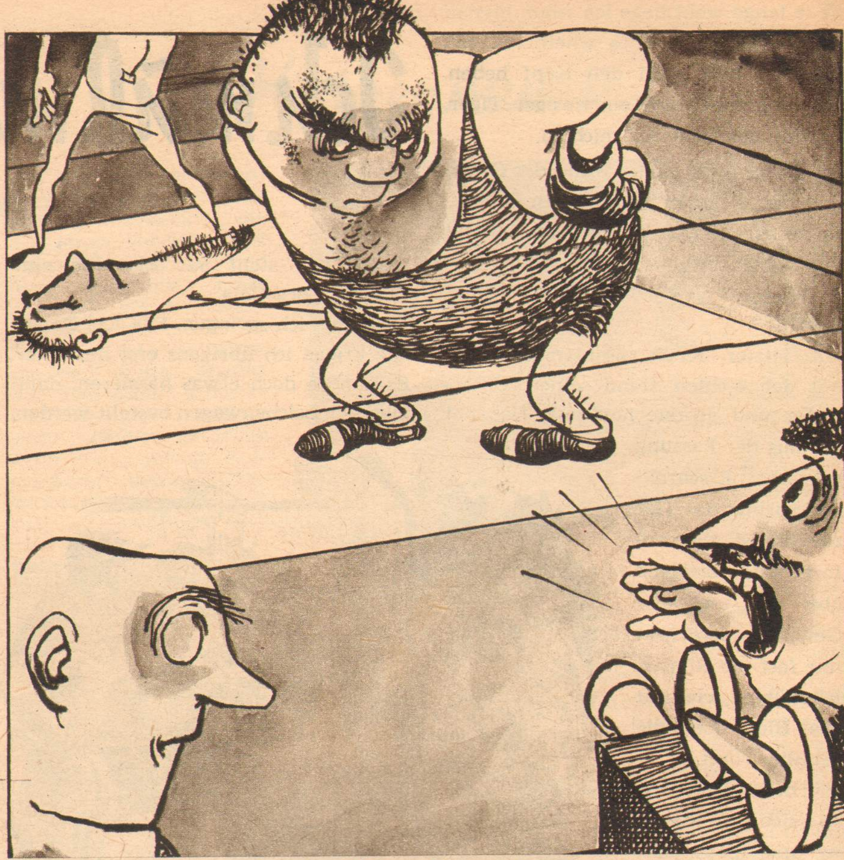
Nur nicht daran denken. So denken: Wenice ist ein friedfertiges Tierchen, und man hat noch die Chance, mit ein paar Kratzern davonzukommen.

„Okay, Boss", sage ich, denn draußen warten schon ein Dutzend andere auf den Job.

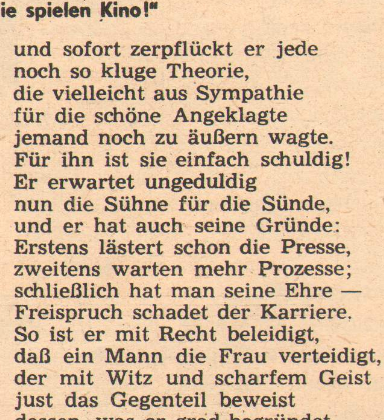
BAHN FREI den Jungen

Hokuspokus

Seit Goethe ist der Goetz bekannt,
der damals mit der Eisenhand
so manche kühne Tat gewagt
und jenes forsche Wort gesagt.
Es hätte uns mit Recht gewundert,
wenn nicht in unserem Jahrhundert
ein neuer Goetz fast über Nacht
den Namen neu berühmt gemacht.
Zwar ist Curt Goetz kein kühner Ritter
und seine Worte nicht so bitter,
doch schlug er mit des Geistes Macht
schon oft erfolgreich eine Schlacht.
Nun weht mit einem Zauberwort
Curt Goetz uns weit're Sorgen fort.
Dieses ist die Vorgeschichte:
Ein Gericht sitzt zu Gerichte
über eine schöne Dame,
Agda Kjeruff ist ihr Name,
die man gar zu gerne henkte,
fällt sie jedesmal in Ohnmacht,
und in väterlichem Ton macht
aufmerksam der Präsident,
daß man diese Taktik kennt.
Präsident: „Ich hoffe, daß Sie uns die heutige Verhandlung nicht wieder durch Ohnmachtsanfälle erschweren!"
Agda: „Ich hoffe auch, Herr Präsident."
Präsident: „Diese Anfälle treten immer dann auf, wenn Sie sich in Widersprüche zu verwickeln beginnen."
Agda: „Das ist seltsam."
Präsident: „Sehr seltsam! Möchten Sie nicht lieber ein Geständnis ablegen und Ihr Gewissen erleichtern?"
Agda: „Ich kann nicht."
Präsident: „Warum nicht?"
Agda: „Weil ich nichts darauf habe, Herr Präsident."
Nun beginnt der Staatsanwalt,
daß es durch die Räume hallt,
seine wohldurchdachte Rede,



„Det letzte noche' mal — Wir mußten grade die Rollen wechseln!"



„Gucke mal da — die spielen Kino!"

weil sie ihren Mann ertränkte,
was sie wiederum bestreitet.
Das Gerichtsverfahren leitet
ein bekannter Präsident,
den man als Hans Nielsen kennt.
Seltsam ist auf alle Fälle,
daß der Präsident, anstelle
diese Dame zu verachten
und ins Zuchthaus zu verfrachten,
sich ihr Bild ins Zimmer hängt.
Vor dem hohen Tribunale
sitzt nun schon zum zehnten Male
blaß und schön die Angeklagte.
Weil sie nie die Wahrheit sagte,
glaubt man ihr mit Recht auch nicht,
wenn sie etwas Wahres spricht.
Doch beweist man wesentliche
sehr fatale Widersprüche,
und sofort zerpflückt er jede
noch so kluge Theorie,
die vielleicht aus Sympathie
für die schöne Angeklagte
jemand noch zu äußern wagte.
Für ihn ist sie einfach schuldig!
Er erwartet ungeduldig
nun die Sühne für die Sünde,
und er hat auch seine Gründe:
Erstens lästert schon die Presse,
zweitens warten mehr Prozesse;
schließlich hat man seine Ehre —
Freispruch schadet der Karriere.
So ist er mit Recht beleidigt,
daß ein Mann die Frau verteidigt,
der mit Witz und scharfem Geist
just das Gegenteil beweist
dessen, was er grad begründet —
und der außerdem verkündet,
daß, bevor er die Matura
hat bestanden, in der Jura,
er als Reiter und Jongleur
tätig war — Oh, quelle malheur!
Er jongliert mit Paragraphen
und schockiert sofort den braven
Staatsanwalt mit scharfen Spitzen,
die wie Nadelstiche sitzen.
Für ihn ist die Angeklagte
eine ohne Schuld Gejagte.
Präsident: „Ich habe ferner einen Polizeibericht über Sie angefordert. Wollen Sie ihn hören?"
Verteidiger: „Ist er gut?"
Präsident: „Ich kenne ihn selbst noch nicht. Peer Jens Christian Bille, geboren in Swendsburg, Sohn des Zirkusdirektors Noldus Bille, vollführte im Zirkus seines Vaters beachtenswerte Leistungen als Reiter, Jongleur, Zauberer, Schnellmaler und Entfesselungskünstler. Er verließ den Zirkus, um Jura zu studieren, — man nimmt an, daß er tot ist."
Verteidiger: „Das ist stark übertrieben. Aber wer würde sich erlauben, einem Polizeibericht zu widersprechen!"
Um die Rechte nicht zu beugen,
ladet man sehr viele Zeugen
gegen Fahrgeld und Gebühr.
Diese zeugen manchmal für
oder gegen die Beklagte.
Oft verliert dann die Befragte
vor den richterlichen Schranken
völlig Nerven und Gedanken.
Staatsanwalt: „Was tat die Angeklagte bei Ihrem Anblick, als Sie unversehens eintraten?"
Zeugin Sedal: „Sie trällerte ein Liedchen."
Staatsanwalt: „Aus Verlegenheit?"
Zeugin Sedal: „Nein — aus ‚Carmen' — !"
So zum Beispiel jener junge,
nette Zeuge, dessen Zunge
ihm vor Schreck am Gaumen klebt,
als die Frage sich erhebt,
ob nicht eine Damenbluse
bei zu heftigem Geschmuse
faßt man ungeschickt sie an,
platzen oder reißen kann.
Verteidiger: „Aber kann die zerrissene Bluse — nach Ihrer weltmännischen Erfahrung — nicht auch das Resultat einer Liebkosung gewesen sein?"
Zeuge Enano: „Das wäre natürlich noch schöner, Herr Verteidiger."
Aber außer seriösen
gibt es leider auch die bösen
Zeugen, die aus Neid
und aus Spaß am Herzeleid
in den Seelen und Gefühlen
anderer Geschöpfe wühlen,
weil sie selber trotz Bemühen
leider ungeliebt verblühen.
Ähnlich wie bei großen Dramen
gibt es bei Beweisaufnahmen
stets erregende Momente.
Wenn man konstruieren könnte,
wie und wann die Tat geschah,
die ja damals niemand sah,
klärte sich sofort die Lage.
Diesmal geht es um die Frage:
Kann ein Kahn von selber kippen,
oder muß man dazu wippen?
Überraschend ist die Wendung!
Die ergab sich nach Beendung
dieses Boots-Lokaltermines.
Dem Beobachter erschien es
aber völlig deplaziert,
daß er nunmehr eruiert,
wie die Handlung weitergeht.
Wer es wissen will, der geht
einfach in den Film hinein
und wird selber Zeuge sein,
wie Goetz „Hokuspokus" macht.
Selten hat man so gelacht!

Die Verse auf den Curt Goetz-Film „Hokuspokus" sandte uns der Bergbaulehrling Siegfried Riel — die Zeichnungen stammen von Wolfgang Garbotz, der an der Hochschule für angewandte Kunst Weißensee studiert.

ERNÜCHTERUNG







